



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Levy, Oskar: Aus den schwarzen Bergen. 5

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wie hier die Menzelschen Runensteine zu Marmorblöcken wurden, so ist die nachstehende Stelle über Tieck für Heines witzige Art der Benutzung Menzelscher Gedanken bezeichnend.

## Menzel

Das Publikum für solche Dichtungen (Volksbücher Tiecks) sind und bleiben die Kinder und kindliche Menschen, und der Dichter muß sich wie der Leser in das unbefangne Jugendalter zurückversetzen.

## Heine

Er (Tieck) hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so viel eingeschluckt, daß er fast wieder ein Kind wurde und zu jener lassenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël so sehr viel Mühe hatte zu bewundern.

Ich könnte mit Beispielen dieser Art fortfahren, auch aus dem zweiten Teile der „Romantischen Schule,“ ich glaube jedoch dargethan zu haben, wie Heine das Menzelsche Buch benutzte. Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß ich es mit diesen Zeilen keineswegs auf eine „Rettung“ Menzels abgesehen habe, denn mir ist der alte Menzel ebenso zuwider wie der alte Heine. Bekennen darf ich aber wohl, daß mir die vorliegende Arbeit in anderm Sinne eine Genugthuung gewährte, im Sinne des Gerechtigkeitsgefühls, das sich vielleicht auch dem Leser mitteilen mag. Denn wer möchte sich wohl der göttlichen Ironie verschließen, die sich in der Thatsache offenbart, daß Heine schließlich den besten Teil seiner berühmten „Romantischen Schule“ seinem spätern Erzfeinde verdankt, dem Manne, auf den er später alle Verleumdung und Beschimpfung häufte, deren seine hohle Natur nur fähig war.

Stanford University, California

Julius Goebel



## Aus den schwarzen Bergen

5



ir traten unsre Heimreise durch die Herzegowina und Bosnien an. Fürchten Sie nichts! Nicht will ich Ihnen von Mostars weitberühmter, mächtiger Brücke erzählen, die sich in trotzigem Bogen über die Narenta spannt, belebt von bunten Gestalten, Figuren aus „Tausend und Einer Nacht,“ von Männern mit dem Ernst des Orients auf der Stirn, von Frauen im festen Fes und weitgefalteten Beinkleidern, in neidisch-verhüllendem Schleier und gelben Pantoffeln. Nicht will ich preisen die Schönheit des am hohen Bergesrückten hingeschmiegtten Serajewos, mit feinen alten Moscheen und Minarets und den neuen Palästen,

noch von den stolzen Juden Spaniens in feinen Mauern reden, die hochmütig auf den Mchkenas herabsehen und in bitterer Verbannung sich ihr altkastilisches Idiom bewahrt haben, noch von den Reizen seiner Töchter, die schön wie die Glaubensgenossinnen von Tanger, Algier und Tunis, aber auch ebenso herausfordernd im kleinen, dukatengeschmückten, dunkelroten Fes umherstolzieren. Noch will ich bösen Neid in Ihrer Brust erwecken durch die Schilderung eines orientalischen Bades und berichten von der Zartheit und Aufmerksamkeit der Bedienung, von der leichten, erquickenden Massage, der künstlerischen Frottierung der Haut mit weichen Tüchern und von der Siesta mit Kaffee und Cigaretten bei Springbrunnengeplätscher. Auch in die Sinan Thekia dürfen Sie mich nicht begleiten, in das Derwischkloster, wo des Freitags abends sich heulende Derwische in verrücktem Wirbel unter „Hus“ und „Allahas,“ unter Schweiß und Schaum zu Ehren Gottes drehen, damit Sie dort nicht die Verachtung der orientalischen Kulte lernen, die der gebildete Römer diesen Isis- und Cybelpriestern entgegensetzte. Noch werde ich Sie auffordern, im Bend-Baschi Kaffeehause am rechten Ufer der Serajewo durchströmenden Miljatschka im Schatten hochwipfliger Bäume unter den Klängen aufregender Zigeunerfiedeln und dem Gurgeln der Margileh mit mir zu träumen. Mögen andre, und wie die Phrase lautet, bessere, erzählen von der Poesie cypressenbeschatteter türkischer Friedhöfe und dem Liebesgeflüster an den dicht vergitterten Fenstern der Haremliks, vor denen junge Moslems, von der Liebsten durch eine gefühllose Wand getrennt, wie Ovids Pyramus und Thisbe, süße Schwüre fallen. Andre mögen Ihnen die mächtigen, glattbehauenen, halb mannshohen Gräben der Bogumilen schildern, dieser Vorläufer der Reformation, der Albigenser, Waldenser, Hussiten, Savonarolas, Wickliffs, des Jacques bonhomme, Sohanns von Leyden und anderer Sozialisten. Nicht einmal das Loblied des Barons von Kallay will ich singen und schwungvolle Vergleiche des wackern österreichischen Prokonsuls mit Warren Hastings und Lord Clive anstellen, sondern — (hier gebiert dieser mächtige Vorderfuß seine kleine Maus): von etwas anderm reden.

Bei der Schilderung des „Sekt,“ das auf die Mehrzahl der Menschen eine berechtigte Anziehungskraft ausübt, hat sich in diesen Briefen aus den schwarzen Bergen gar oft ein Rückblick auf das „Einfst“ eingeschlichen, das für ihre Minderzahl einen nicht minder verführerischen Zauber hat, auf das mächtige „Einfst,“ das dürftig und unsicher, wie seine Kunde zu uns herüberbringt, doch noch immer die Grundlage jeder individuellen Ausbildung ist, auf den Urquell alles gesunden Denkens, auf das klassische Altertum. Darf es Wunder nehmen? Deutlicher hallen doch die Verse der alten Dichter über den Zwischenraum von zweitausend Jahren, wenn man an der Stelle steht, wo sie gesprochen wurden. Stimmen der Vergangenheit werden in dem Verehrer der Alten an Orten wach, wo der der Mysterien Unkundige nur einen Haufen weißer, zerbrochener Steine sieht; alte Säulenstümpfe erzählen ihm, dem Eingeweihten, ihre

Geschichte, und aus den Ruinen der alten Amphitheater tost ihm das Waffengeklirr der Kämpfenden, das Geheul der wilden Tiere, der tausendstimmige Beifallsruf der Zuschauer entgegen. Die Mosaikboden der Bäder und Lusthäuser beleben sich für ihn mit schönen Frauengestalten, die heiterm Ballspiele nachgehn und sich im frischen Quellwasser tummeln; in den Palästen sieht er wohlgeformte, nackte Sünglinge ringen, und an den Meilensteinen der kunstvoll angelegten Straßen ziehen ihm die Adler ernsther römischer Legionäre vorüber, die in eiserner Disziplin und patriotischer Hingebung den Feind, „sei es in der libyschen Wüste, sei es in den Urwäldern Germaniens“ bekämpfen.

Nein, so oft ich auch in und außerhalb dieses Erdteils allein am Wanderstabe meines Weges zog — denn selten findet man in unsrer Zeit einen Gefährten, der nicht nur hartes Brot und Nachtlager, sondern auch Gesinnung teilt —, ich war nie allein. Auf den Maultierposten, die die Sierrren Hispaniens durcheilten, auf der Groupe des Arabers, der durch die Fluren Mauretaniens sprang, neben dem Isthoschiff der tausenden Troika, hinten am Steuer der Dampfschiffe und Segler und des Kaiks, den die Flut des Bosporus in das Marmarameer trieb, saß meine Begleiterin, ein schönes Weib. Sie war schwarz gekleidet, wie die *atra cura* des lateinischen Dichters, die dem Wanderer folgt, und ihre bleiche Farbe mochte den Tod anzeigen, wenn nicht das herrlich-regelmäßige Antlitz, der heitere Ernst und die klassische Ruhe der Stirn, die lebhafteste und mächtigste Sprache verraten hätten, daß sie zu den Glücklichen gehörte, denen ewiges Leben beschieden ist. Von ihr will ich sprechen.

Oft habe ich auf unsern einsamen Fahrten ihren weisen Reden gelauscht und mit bangem Ohr die verachtungsvollen Worte vernommen, die sie über uns aussprach. „Unsre Art des Reisens war verschieden von der eurigen, so begann sie einst, ihr habt die Entfernungen durch die Technik besiegen lernen, und diese eure Künste sind die einzigen, die ich an euch bewundere. Um so mehr überrascht es, daß ihr niemals dazu gekommen seid, ein großes Reich zu bilden, und ich erstaune, wenn ich sehe, daß alle diese Länder, durch die wir gehn, nicht einem einzigen Herrn gehorchen wie früher, nicht mehr ein Reich sind wie zu meiner Zeit, sondern in viele und kleine und unbedeutende Stücke des frühern Ganzen gespalten sind. Unser Cicero zwar brauchte drei Monate, um von Rom nach Cilicien in seine Provinz zu gehn, ihr reist dorthin in acht Tagen, aber wenn ihr geht, so müßt ihr das Gebiet vieler Herren durchschreiten und durch Länder gehn, die nicht euer Vaterland sind. Dennoch lobe ich eure schnellen Verbindungen, aber wie fürchterlich und geradezu vernichtend wirkt die Zerstücklung euers Erdteils auf Handel und Wandel. Kaum hat uns eure Eisenbahn in sechs Stunden durch ein Land geführt, dann kommt ein andres mit andern Gesetzen, andrer Sprache, andern Sitten, andern Münzen und Gewichten, andrer Religion. Im Römerreiche galt einst eine Sprache vor dem Gerichtshofe in Antiochia wie auf dem Forum zu Gades, und mit

dem Kaufmann des glücklichen Arabiens wie mit dem Centurio, der an der schottischen Grenze lag, konnte man sich in ihr verständigen. Nicht trennten Zollgrenzen wie bei euch Provinz von Provinz, ein fast unumschränkter Freihandel verband das ganze Reich. Nicht hielten die Bewohner Italiens den Spanier für einen Ausländer, dieses Spanien gab ja Rom Männer wie Seneca, Columella, Quinctilian, Lucan und Trajan. Ein Recht galt im ganzen Reiche, und das Bürgerrecht wurde dem germanischen Bundesgenossen, der sich um den Staat verdient gemacht hatte, wie dem verachteten Juden, dem Apostel Paulus zu teil. Alle Völker der Welt verschmolzen mit einander, während selbst in euren kleinen Staaten schon religiöse Verschiedenheit die Vermischung desselben Volkes hindert.“

Nein, sie liebte uns nicht, meine Begleiterin, und oft sagte sie, daß es ihr unsäglich schwer fiele, unsre Denkungsart zu verstehn, und wenn sie ihren Sinn wirklich erfaßt hätte, so verwundere sie sich immer mehr über unsre Dummheit. „Wie viel Elend unter euch Heutigen zu finden ist! Es ist wahr, ihr sucht ihm nach Kräften abzuhelfen. Eure Hospitäler und eure Gefängnisse gehören zu den schönsten Gebäuden eurer Städte — wir hatten sie nicht —, und eure Gelehrten schreiben große Bücher über Wohlthätigkeit und Armenpflege. Die unsrigen thaten nichts dergleichen, weil wir derlei Rathschläge nicht nötig hatten. Denn die meisten der Menschen, die bei euch Arbeiter oder Handwerker oder Arme oder Bettler sind, waren bei uns Sklaven, für die der Herr zu sorgen hatte und auch wirklich sorgte, so wie ihr für eure Viehherden besorgt seid. Ihr habt unsre Unbarmherzigkeit bitter getadelt, ihr sagt, ihr verstündet es nicht, wie man seinen Nebenmenschen knechten konnte, und die Erwähnung des Namens »Sklaverei« allein läßt euch einen Schauer über den Rücken gehn. Aber ihr seid die grausamsten Sklavenhalter, die es je gegeben hat, ihr habt die große Kunst entdeckt, die Arbeit des Sklaven zu kaufen, ohne den Sklaven selbst, und diese Arbeit nur auf so lange Zeit, wie sie euch nützlich ist. Wenn euch ein schönes Pferd stirbt, so erleidet ihr einen empfindlichen Verlust, denn das ganze Pferd war euer Eigentum, wenn aber einer eurer Sklaven stirbt, oder krank oder arbeitsunfähig wird, so verursacht es euch weit weniger Schaden als uns, denn ihr hattet ja für ihn nichts bezahlt, sondern nur seine Arbeit auf kündbare Zeit gemietet, und ihr kauft dann einfach die Arbeit eines andern.

„Wohl wäre es nun zum Heile aller, wenn ihr die, die für euch arbeiten, nicht überanstrengtet, nicht sie ausnützet, sie pflegtet, wenn sie krank geworden sind, aber da sie nicht Privateigentum, sondern allen gemeinsam sind und ein jeder ihre Arbeit kaufen kann, der sie bezahlt, so fehlt euch das Eigentumsinteresse, die Aussicht auf Vorteil, wodurch sich die Menschen am meisten leiten lassen, und sie werden vernachlässigt, denn, was allen gemeinsam ist, für das wird gewöhnlich am schlechtesten gesorgt. Sa, wollte selbst auch einer von euch

seine Sklaven schonen, so würde er wahrscheinlich bald durch den Wettbewerb der andern, die dies nicht thun, zu Grunde gehn. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bei euch der Staat nebst privater Wohlthätigkeit für sie eintritt, was uns gänzlich fremd blieb, was jedoch auch niemals recht wirksam sein kann. Daß ihr aber jederzeit genügend Angebot von Sklaven habt, dafür sorgt die einzige Freiheit, die ihr euerm Arbeiter gelassen habt, die, sich zu vermehren, eine Erlaubnis, von der er, wie jeder gesunde Mensch, ausgiebigen Gebrauch macht. Nicht daß wir unsern Sklaven die Fortpflanzung verboten hätten, wer könnte dies? Aber unsern Sklaven und ihren Herren stand kein Aberglaube und kein Gesetz entgegen, das verbot, Kinder auszusetzen und keimendes Leben zu ersticken. Wo in aller Welt habt ihr diese unmenschliche Auffassung her? Ein Vater soll nicht das Recht haben, ein Kind, das er nicht ernähren kann, oder das mißgestaltet ist, auszusetzen, und ihr belegt ein junges Mädchen, das sich den Folgen menschlicher Triebe zu entziehen sucht, mit harten Strafen? Ich glaube, dieser falsche Satz vom Werte jeder Menschenseele ist der Grund für die Verschiedenheit unsrer beiden Kulturen. Ihr zieht alles Erbärmliche, alles Kranke, alles Überflüssige, alles Häßliche auf, anstatt es im Keime zu ersticken und euch den Anblick des schlimmern Todeskampfes später zu ersparen.

„Wenn eure Künstler und Schriftsteller, im Gegensatz zu den unsrigen, so viel Gräßliches und Ekelhaftes darstellen, in Blut und Leichen wühlen, immer von Jammer und Krankheit sprechen, so sind sie zu entschuldigen, sie thun es deshalb, weil sie es so gesehen haben, weil es sich ihnen auf Schritt und Tritt aufdrängt. . . . Wie schändlich stellen, um ein Beispiel anzuführen, diese Künstler eure Götter dar! Erwinnere dich der unsrigen, male dir den olympischen Zeus des Pheidias aus: der gewaltige Kopf, von dem die ambrosischen Locken wallen, deren Schütteln den Olympus erzittern macht, die klare Stirn mit den kühnen Augenbrauen, die energische und gerade Nase, die liebliche Fülle der Wangen umrahmt von dem schönsten Barteschmucke. Ein Mann, ein Herrscher, ein Gott! Ein kräftiger, denkender Mann, und doch so machtvoll, so gesund, so seiner Fähigkeiten sicher, daß sich der strenge und ernste Ausdruck gegen den Mund verliert, und etwas wie segnende Milde, selige Heiterkeit, freundliches Gewähren über das Ganze ausgegossen liegt. Alle unsre Zeitgenossen standen unter dem Einfluß des übermächtigen Zaubers, die dieses Idealbild männlicher Kraft und Lebensfülle ausströmte, ganz Griechenland wallfahrtete zu ihm, und wer ihn gesehen, pries sich glücklich. Als Pheidias die Götterstatue vollendet hatte, so erzählt die Legende, da hätte er im Gebete seine Hände in die Höhe erhoben und den Gott angefleht, ihm ein Zeichen zu geben, ob die Statue ihm genehm sei, und plötzlich sei ein Blitzstrahl durch eine Öffnung des Daches in den Boden des Tempels eingeschlagen, als ein Zeichen des göttlichen Beifalls. . . .

„Und eure Götter? fuhr das Weib fort, diese Märtyrergestalten mit hohlen Augen, die gen Himmel stieren, mager vom vielen Fasten, krank und knotenfingrig, mit eingesunkner Brust, die sämtliche Rippen durchschimmern läßt! Heiligenbilder sah ich, wo euern Göttern siedendes Öl in den Mund gegossen wird, wo ihre Haut geschunden, ihr Körper blutig gezeißelt wird; jenem wird durch rohe Henkershand die Zunge herausgerissen, und diesem werden die Eingeweide über eine Rolle aus dem Leibe herausgehaspelt. Und gar euer mächtiger Gott selbst, nach dem ihr euch benennt? Von vier Nägeln durchbohrt am Kreuze hängend, an dem Kreuze, an das wir nur Sklaven schlugen, dazu ein armes Weib, die an der Leiche ihres Sohnes in Ohnmacht fällt — ich glaube, ihr raset!“

Und unser Frieden! erwiderte ich ernst. 300 000 Soldaten genügten ehemals, euer großes Reich zu schützen, da, wo heute vielleicht fünf Millionen in Waffen starren. Eure Legionen standen mit Ausnahme der prätorianischen Kohorten an den Grenzen, ihr hattet Provinzen so groß wie Deutschland, in denen kein Soldat zu finden war. Die Legionäre unsrer Völker stehn nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Innern des Landes, denn es ist oft notwendig, sie gegen das eigne Volk zu gebrauchen: wir sind nicht einmal des patriotischen Sinnes unsrer Unterthanen sicher, wir haben verwilderte Menschen unter uns, wie ihr deren nie gekannt habt, sie sind unsern Fürsten gefährlicher als die Geschoße der Feinde. Eure Herrscher kamen durch Verräter in der Familie und neidische Mitbewerber um, die unsrigen gehn durch den Mordstahl des untersten Pöbels zu Grunde. So ist weder Frieden im Innern bei uns, noch Frieden nach außen. Ein jedes Volk fürchtet das andre, und selbst der Mutwille des Kleinsten kann das „europäische Gleichgewicht,“ das an die Stelle eurer pax Romana getreten ist, stören. Hat es dir bei unsrer Reise durch Montenegro nicht ein Lächeln entlockt, als du sahest, daß der Friede Europas nicht mehr auf dem Beschlusse des Kaisers, des Senats und eines Volkes, sondern auf einer kleinen Anzahl rauher und eitler Bergbewohner beruht, die ihr den wilden Tsauriern in Cilicien gleichgestellt und verachtet hättet? Und der Fürst dieses kleinen Räuberlandes ist mit den ersten Fürstenhäusern Europas verschwägert, seine Politik wird von sechs Gesandten überwacht, und welterschütternde telegraphische Gewitterblitze gehn von einem Dorfe von zweitausend Einwohnern aus, in dem ein Cäsar nicht hätte der Erste sein wollen!

Wenn diesem Serenissimo des Palastes zu Cetinje, wo man beim Diner jetzt schon Champagner statt Pflaumenbranntwein trinkt, beim Carté mit dem englischen Gesandten eine Offenherzigkeit entschlüpft, so beginnt das prächtige Gleichgewicht zu wackeln. Wenn unten an der Grenze ein Montenegriner einem albanischen Bauern mit der Hacke „sterben hilft,“ oder irgend ein Mustapha von einem Herrn auf „itsch“ nächtllicherweile in bedeutungsvollem

Zusammensein mit seiner Braut ertappt wird, zufällig eine Pistole losgeht, und jemand in seinen Stiefeln stirbt, so ist dies dem Gleichgewicht sehr unangenehm, es fängt an, mit den Zähnen zu klappern, es leidet an der febris orientalis, einer Art Malaria — tertiana intermittens —, da ein Anfall alle drei Tage auftritt. Wenn aber in der Kirche zu Bethlehem schmutzige griechische Mönche einen Kirchenschlüssel zu einer Thür beanspruchen, durch die die lateinischen Franziskaner gewöhnlich zum Gebet gehn, und wenn in der heiligen Grabeskirche, wo der Verkünder der Liebe gekreuzigt wurde, die Katholiken eine Orgel bauen, die die der Orthodoxen übertönt, wenn es dann zum Streite kommt und die Wachsamkeit der beständig in der Kirche anwesenden, beständig Cigaretten rauchenden mohammedanischen Soldaten nicht ausreicht, die christliche Liebe ins Praktische zu übersetzen — dann vernimmt man von Baku bis zu den Scillyinseln die Bierreden weiser Tintenpropheten; Beamte chiffrieren und dechiffrieren unter Schweiß und Flüchen, Gesandte kehren aus ihren Villeggiaturen zurück, Feldjäger fassen ihre Taschen krampfhafter des Nachts im Coupé, wenn sie die Grenze passiert haben, und man bewirft sich ballenweise mit Notizen. . . . Vergeblich! Schon schlägt der skythische Herkules donnernd an seinen Schild, schon gehn des Nachts auf den Werften zu Belfast und Plymouth die elektrischen Lampen nicht mehr aus, schon sagt der Redif Anatoliens, des Landes der summa pax, summa tranquillitas zu Ciceros Zeiten, seinen pflügenden Ochsen Lebewohl. . . das ist der Krieg, das ist der Tod des braven Gleichgewichts!

„Ihr braucht ein neues Römervolk,“ antwortete die Begleiterin. Es war die ewige Roma selbst. . .

Wir brauchen ein neues Römervolk, ein Volk, das mit Eisen und Blut diesen Erdteil zusammenschmiedet. Nicht die Friedensschalmei des nordischen Tefajas, der den wüsten messianischen Hoffnungsraum von dem beim Wolf wohnenden Lamm, vom stroheffenden Löwen und dem am Loch der Otter spielenden Säugling noch einmal träumt, sondern die beste Klinge wird unserm Kontinente den Frieden verschaffen, mit dem die Römer ihn einst beschenkten, als sie sich alle andern Völker unterworfen hatten. Wird es das deutsche Schwert, das altberühmte und mit jungem Lorbeer geschmückte, sein? Wird Germania einst an Romas Stelle treten und ein deutscher Künstler die neue Göttin darstellen, wie die alte, auf einem Haufen Spolien sitzend, den Lorbeerkranz im Schoße, mit dem ernstesten Antlitz der Minerva; nicht zu vergessen der heiligen kapitolinischen Gans, des Symbols früherer Beschränktheit und schnatternden Zwistes? Denn nicht fehlerlos haben die Götter den Deutschen geschaffen, und wie über den Römer, so haben sie auch über ihn nicht gar zu reichlich das Füllhorn ihrer Gaben ausgeschüttet. Lieblicher mögen welsche Frauen lächeln, und in leichtem Schwunge mögen prächtigere Gewänder schöne Glieder jenseits des Rheins umwallen; in kühnem, volltönendem Wortschwall mögen

andre Redner ihre Perioden bauen; lebendiger Odem mag der Meißel fremder Künstler dem Marmor einhauchen, und wohl ist der Pinsel der Dürer, Holbein, Kranach stumpfer und starrer gewesen als der der Tizian, Correggio und Tintoretto. Laßt sie gewähren! Es sind Griechenkünste! Neidet die Graeculi nicht! Seid Römer! Vielleicht daß einst doch noch der Mantel der Cäsaren, um den Kaiser und Päpste so bitter gestritten haben, der den Händen des großen Karls wie des letzten Hohenstaufenkaisers Friedrich II. entglitt, die Schultern eines deutschen Kaisers schmückt, und von deutscher Leier die Worte eines unsterblichen Dichters variiert werden:

Tu regere imperio populos, Germane, memento!

London

Oskar Levy



## Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Schluß)

13



nd nun stehn wir beide in dem Alter, das man wahrscheinlich deshalb als das kräftige bezeichnet, weil es der Anfang des Verfalls ist, wo das Sparren- und Ständerwerk unsers Seelenhauses die ersten Altersrisse zeigt und zum erstenmal das wehe, leise Knarren, das den Demmer von der begonnenen Lockerung der Verbände und Verankerung unterrichtet, erklingt.

Aber dessenungeachtet dürfen wir glauben, noch zu frischen Thaten berufen zu sein, erinnern wir uns auch mit einer gewissen Hast daran. Die Zeit nimmt eine ganz merkwürdige Eile an, die hurtigen Jahre wissen nichts mehr von dem trägen Gang, den wir ihnen in unsrer Jugend nachsagten, die Frühlinge kehren uns zwar immer noch ein lustiges Angesicht her, dem Winterherbste aber sehen wir, wenn die vollendete Zeit ihn hinabführt, auf einen Rücken, der sich mit jedem Jahr erfahrungsreicher ausnimmt, und immer rascher und immer nervöser dreht sich das große Höhenkarussell, das wir Zeit, das wir Leben nennen.

Nach der Mittagshöhe kommen die Nachmittagsstunden, wo die Sonne das Gold ihres Bogens in sinkendem Glanze ausschüttet, kommt der Abend, wo sie Wald und Feld in sanfte Abschiedstinten taucht, kommt die Nacht, wo Sonne und Licht ausgelöscht sind. Der Gedanke an die Nacht macht für meine Seelenruhe nichts aus, aber gern gedenke ich doch der Morgenfrische und all der fröhlichen Stimmen, die den jungen Tag begrüßen.

Lang ist's her.

Wie viele Jahre sah ich kommen und gehn, seitdem ich mit meinen Jugend-